

Rebecca Vogels

Schluss mit Sorry!

Ein Lisa-
Haubenstädt-
Roman

Eulenspiegel Verlag

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-359-02493-4

© 2016 Eulenspiegel Verlag, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag

Die Bücher des Eulenspiegel Verlags
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

Über das Buch

Lisa führt auch ohne gemeinsame Wohnung und Trauschein eine glückliche Beziehung mit Alex. Glaubt sie. Denn als Alex von seiner Buddelkastenfreundin einen Heiratsantrag erhält, verlässt er Lisa kurzentschlossen für die sichere Aussicht auf Ehe und Familie. Natürlich will Lisa Alex zurückerobern. Aber wie wird man bindungsfähig, wie baut man Vertrauen auf? Und wann weiß man, dass man den Mann fürs Leben gefunden hat? Ihre Freundin Henni unterstützt Lisa und gibt ihr Unterricht in Sachen »Beziehung«. Und dann ist da noch Nachbar Thomas, der Lisa zur Relationship-Akademie begleitet, mit ihr auf inszenierte Hochzeiten geht und ihr bei einer indischen Aneinanderbindungszeremonie sprichwörtlich den Kopf verdreht. Mit Nackenkrause und unerschütterlicher Willenskraft versucht Lisa, doch noch ihre Angst vor einer langfristigen Bindung zu besiegen ...

Über die Autorin

Rebecca Vogels, geboren 1984 in Bonn, promovierte an der Universität der Künste in Berlin und der Harvard University. Sie ist Co-Founder und Editor-in-Chief der Agentur Pfiff Media und schreibt u. a. Moderationstexte fürs Fernsehen, arbeitet als Autorin und twittert unter @schlussmitsorry aus dem Leben ihrer Protagonistin Lisa Haubenstädt. Rebecca Vogels lebt mit ihrem Mann und der Zimmercalla Martha Steward in Wien, ist im Herzen aber Rheinländerin. »Schluss mit Sorry!« ist ihr Romandebüt.

Kapitelübersicht

Ein bullig heißer Mann	7
Traue keiner, die nach einem Spinat-Sellerie-Saft pappsatt ist	12
Wenn pestizidfrei angebaute Äpfel auch nicht weiterhelfen	25
Allergie auf Tempos	33
In dem ich aussehe wie Derrick	44
Im Namen der Schere, Teil 1	49
Shitty-ish	60
So'n bisschen J. K. Rowling	69
Warum Fleischwurstbrötchen peinlich sind	73
Eine Magen-Darm-Grippe macht noch keinen Beziehungsprofi	80
Schiesser-Comfort-Schlüpfer	85
20 % auf alles!	93
Zu alt für den Mann des Lebens?	98
I <3 Friends	102
DIY Relationship-Therapie	109
Und im Bett?	114
Selfie mit Nackenkrause	118
Polygamie rein theoretisch	129
Das Modegetränk-Opfer, ihre Freundinnen und ich	135
Ich heirate und bekomme plötzlich +4 Dioptrien	144
Ich bin kein Schwamm!	151
Im Namen der Schere, Teil 2	157

Josh: Zum ersten Mal in meinem Leben fühle
ich mich nicht länger so wie ein Kind,
das einen Erwachsenen imitiert.

Cornelia: Du fühlst dich auch so?

Noah Baumbach, »Gefühlt Mitte Zwanzig«

»Sorry, ist das Kaffee? Sorry, das ist meine Schuld!«

Amy Schumer, »Inside Amy Schumer«

Ein bullig heißer Mann

Schlaf ist der neue Sex.

Wo habe ich das nur schon mal gelesen? Mein Gedächtnis ist nachts um drei wirklich nicht das beste. Aber egal, wer das geschrieben hat, er hat recht. Jeder sehnt sich nach Schlaf, jeder will mehr Schlaf und eigentlich bekommt jeder immer zu wenig Schlaf. Der große Unterschied zwischen Schlaf und Sex ist nur, dass Schlaf alleine mehr Spaß macht.

Zumindest mir. Lisa Haubenstädt, einunddreißig Jahre.

Ich gehöre zu den Frauen, die nachts neben ihrem Freund einfach nicht schlafen können.

Und deshalb sitze ich auf der Couch in Alex' Wohnzimmer und sehe Harald Glöckler bei seiner Morgentoilette zu. Ich finde, mit dem ganzen Make-up sieht er eher aus wie der Glöckler von Notre-Dame, aber vielleicht ist es nur mein übermüdetes Unterbewusstsein, das da spricht.

Wenn ich ehrlich bin, ist nicht nur Alex schuld an meiner Bettflucht. Auch wenn ich allein bin, habe ich den Schlafrhythmus eines von Koliken geplagten Säuglings. In meinem Italienischkurs ist eine, die kann nur einschlafen, wenn Bibi Blocksberg in ihrem Schlafzimmer herumhext. Und meine Cousine liegt nachts stundenlang wach, weil sie bei sich dauernd fürchterliche Krankheiten diagnostiziert. Manchmal schreibt sie mir in der vollen Überzeugung, sie hätte einen Hirntumor, eine Thrombose oder eine plötzlich auftretende tödliche Allergie gegen ihre Bettwäsche. Ihre Nachrichten beginnen immer gleich: »Dieses Mal ist es wirklich ernst ...«

Aus dem Schlafzimmer höre ich Alex leise grunzen. Dann schmatzt er und danach kommt ein leises, versöhnliches Atmen. Seit drei Jahren sind Alex und ich schon zusammen. Ich liebe ihn wirklich sehr. Zumindest tagsüber. Nachts ist das komplizierter. Dann verwandelt sich sein gut trainierter Männerkörper in eine hitzeausstrahlende, schnarchende Masse, die sich in wenigen Minuten neunzig

Prozent des Bettes bemächtigt. Manchmal versuche ich, neben ihm einzuschlafen, aber mit einem bullig heißen Mann in nächster Nähe, der mit seinem Schnarchen ganze Regenwälder zersägt, kann ich eigentlich auch gleich wachbleiben und meine Steuererklärung machen. Und wenn ich sage »Steuererklärung machen«, dann meine ich »Fernsehen gucken«.

Neben Alex zu schlafen ist ein Kampf, den ich nur verlieren kann. Der Trostpreis ist Alex' Ledersofa im Wohnzimmer, das mir auch diese Nacht wieder Zuflucht bietet.

Das Schlimmste an meiner Nachtaktivität ist, dass winzige Probleme plötzlich so riesengroß und unüberwindbar erscheinen wie ein Achttausender. Hat man tagsüber ein neues Muttermal am Arm entdeckt, hat man nachts um drei Hautkrebs. Metastös, versteht sich. Hat man nachmittags eine kleine Auseinandersetzung mit dem Freund, wird daraus rückblickend ein Streit, bei dem man die ganze Beziehung infrage stellt: Passen wir eigentlich wirklich zusammen? Woher weiß ich, dass er wirklich der Mann fürs Leben ist? Und will ich mit jemandem alt werden, der mich jede Nacht auf ein Ledersofa verscheucht, das die Farbe von einem knusprigen Brathähnchen hat?

Heute Nacht liegt die Frage »gemeinsame Wohnung: ja oder nein?« so mächtig vor mir wie der Nanga Parbat.

»Denk doch mal an die Miete, die wir da sparen!«, hat Alex beim Abendessen gesagt.

Er hat ja recht mit der Miete. Aber bei mir verursacht das Thema Kopfschmerzen. Die Sache ist nämlich die, dass die gemeinsame Wohnung für Alex nur der erste Schritt eines wohldurchdachten Lebensplans ist. Der Wohnung sollen Heirat, Kinder (drei bitte, zwei Mädchen und ein Junge), ein Ferienhaus in Mecklenburg-Strelitz und Sitzungen beim Paartherapeuten folgen.

»Sitzungen beim Paartherapeuten?«, habe ich verwundert gefragt.

Aber Alex ist ein Pragmatiker, der selbst zukünftige Probleme einplant. Er begleitet seine Freundin zu einem

»Ich-will-wirklich-nur-ganz-kurz-mal-gucken«-Ausflug zum nächsten Schuhgeschäft wohlweislich mit einer Packung Kekse. Er weiß, nur eins ist schlimmer als eine Frau, die gerade herausgefunden hat, dass es ihre Lieblingsstiefeletten nicht in ihrer Größe gibt: eine hungrige Frau. Also nicht, dass ich »Lieblingsstiefeletten« hätte. Ich habe nicht mal normale Stiefeletten. Ich trage seit Jahren meine heißgeliebten Sneakers und das aus Überzeugung.

So ist Alex. Zuvorkommend, organisiert – und ganz anders als ich. Ich gehöre zu den Frauen, die zu Saturn gehen, um Staubsauger-Beutel zu kaufen, und dreißig Minuten später mit »Fack ju Göhte« auf DVD wieder rauskommen. Mir gefällt, dass Alex so reflektiert ist. Aber mitunter versetzt mich sein Lebenskonzept in Panik, und deshalb sind wir noch nicht mal bei Punkt eins angekommen: der gemeinsamen Wohnung.

Lisa Haubenstädt, so wird das nie was mit dem Einschlafen! Vielleicht muss ich heute wieder zu meiner Notwaffe gegen Schlafstörungen greifen: Unerwünschte Gedanken durch Nahrungsaufnahme zu vertreiben, klappt bei mir immer. Diese mechanische Bewegung des Kauens hat irgendwie was Meditatives. Oder aber es liegt am Sauvignon Blanc, der meine Mitternachtsschlafzeiten begleitet.

Ich gehöre nicht zu den Frauen, die sich stundenlang darüber aufregen, dass der Barista bei Starbucks die Milch mit 3,5 Prozent Fett in ihren Skinny Latte gekippt hat. Meine Gelassenheit liegt aber nicht daran, dass ich etwa superschlank wäre und solche Gedanken gar nicht nötig hätte. Im Gegenteil: Erst neulich hat mir in der Straßenbahn eine alte, gebrechliche Frau ihren Sitzplatz angeboten in der Überzeugung, ich wäre schwanger! Ich habe mir einen Kommentar verkniffen und mich damit getröstet, dass sie stehen muss, während ich es mir bequem mache. Als sie dann aber noch meinen Bauch anfassen wollte, dessen Inhalt sich auf mein Mittagessen mit Miso-Suppe, zwölf Lachs-Maki und einer verschrumpelten Litschi beschränkte, reichte es mir.

Trotz dieses Vorfalls glaube ich fest daran: Man kann entweder Low-Carb essen *oder* glücklich sein. Beides geht nicht. Und ich habe mich schon vor längerer Zeit für Miternachtsmahlzeiten entschieden. Außerdem fühle ich mich spätestens seit Lena Dunhams Babyspeck und Amy Schumers Speckröllchen mit meiner Figur gesellschaftlich völlig akzeptiert.

Zwei Pizzastücke und ein Glas Weißwein später spukt mir der Gedanke ans Zusammenziehen immer noch im Kopf herum. Warum will ich das eigentlich nicht? Vielleicht, weil ich glücklich bin, so wie es gerade ist? Mit getrennten Wohnungen, unverheiratet und mit meinen Übernachtungen auf Alex' Sofa? Oder weil ich meine eigene Wohnung nicht aufgeben will?

Es ist nicht so, dass ich plane, dort für die nächsten zwanzig Jahre zu leben. Nein, ich plane, dort für *immer* zu leben! Ich finde nämlich, meine Wohnung ist meine nach außen gekehrte Persönlichkeit.

Das bin ICH in meiner Wohnung!

Wo sonst kann ich den ganzen Tag im Schlafanzug herumlaufen, abends beim Chinesen ein Lo Mein bestellen und mit fünf Folgen »Tatortreiniger« auf der Couch versacken? Wo sonst kann ich während der Werbepausen im Fernsehen meine Kniebeugen-Übungen machen? Es ist keiner da, den es stört, wenn ich das dreckige Geschirr mal zwei Tage stehen lasse. Und ich kann ungeniert auf dem Klo die Süddeutsche Zeitung lesen. Solche Lisa-Tage brauche ich. Und schade ich damit meiner Beziehung, dass ich das in meinen eigenen vier Wänden tun will? Ganz im Gegenteil!

Wenn Alex unbedingt eine Dokumentation über »Die Solarmenschen auf Tokelau« auf Arte gucken will und ich lieber sehen will, wen sich Ziegen-Walli bei »Bauer sucht Frau« aussucht, warum soll dann einer von uns sein Interesse aufgeben? Es ist doch viel gesünder für eine Beziehung, wenn man sich anschließend einfach noch auf ein Glas Wein trifft. Oder etwa nicht?

Als ich Alex kennenlernte, hielt er mich für eine Frau, die sonntags die ZEIT liest, danach in eine Gerhard-Richter-Retrospektive geht und sich abends ein Konzert in der Philharmonie anhört. Aber nicht Mozart oder Beethoven. Sondern irgendwas Abgefahrenes. John Cage vielleicht. Oder Karlheinz Stockhausen. Wenn ich ihm damals erzählt hätte, wie meine Sonntage tatsächlich ablaufen, wären wir wahrscheinlich nie zusammengekommen. Denn der ideale Sonntag heißt für mich: lange schlafen. Noch länger frühstücken. Regina Spektor hören. Wieder zurück ins Bett gehen. Die Süddeutsche lesen und mir dreiminütige Koch- und Reise-Videos angucken. Irgendwann zwischen 16 und 18 Uhr beim Pho-Restaurant nebenan eine Nudelsuppe essen. Abends »Orange is the new black« auf Netflix gucken. Das ist ein Sonntag!

Also nicht, dass man jetzt denkt, ich wäre so eine Flachpfeife, die den Unterschied zwischen McChicken und Macbeth nicht kennt! Ich bin sehr stolz auf meine Diplomarbeit zum Thema »Die Rezeption von Bertolt Brechts epischem Theater in Kanada, 1970–75«, aber ich habe mich entschieden, trotzdem am *Leben* teilzuhaben. Anstatt mich mit Fragen wie »Wie verhält sich Ästhetik zu Transzendenz?« zu beschäftigen, interessiert mich einfach mehr, welches Häkel-Startup diese Woche in der »Höhle des Löwen« antritt.

Vielleicht macht es der Sauvignon Blanc, dass ich schließlich der festen Überzeugung bin, getrennte Wohnungen verbessern unsere Beziehung.

Wieso sollte man sich zwanghaft zu einem dieser Paare machen, die symbiotisch vor sich hin vegetieren? Ich bin doch kein Pilz, der auf einer Baumrinde lebt! Überhaupt ist es vermutlich nur eine Frage der Zeit, bis getrennte Wohnungen gesellschaftlich als Ideal einer Beziehung anerkannt werden. Und wahrscheinlich titelt »Psychologie Heute« schon bald: »Getrennt wohnen ist das neue Zusammenziehen.«

Traue keiner, die nach einem Spinat-Sellerie-Saft pappsatt ist

Ich habe einen tollen Freund und ein unmögliches Nachthemd. Das wird mir mit Schrecken bewusst, als ich am nächsten Tag in meinem Erdbeer-Nachthemd auf dem Sofa aufwache. Während ich noch träumte, hat Alex bereits Frühstück gemacht und klappert in der Küche mit Geschirr. Es riecht nach frisch gebrühtem Kaffee und nach Aftershave.

»Ich beneide dich, dass du einen Mann hast, der den Unterschied zwischen einem Hemd und einem Unterhemd kennt«, sagt meine Freundin Henni immer. Damit hat sie recht: Alex gehört zu den Männern, die nicht nur kulturell wertvollen Freizeitbeschäftigungen nachgehen, sondern auch wissen, wie man sich gut anzieht.

Hennis Mann Paul hingegen fehlt jedes modische Feingefühl. Mit seinen langen, struppigen Haaren und dem Fünf- bis Zwanzig-Tage-Bart sieht Paul aus wie der Gitarrist einer motivierten, aber erfolglosen Rockband. Als Henni letztes Jahr gemeinsam mit mir im Urlaub auf Sardinien war, wurden wir bei der Rückkehr am Flughafen von einem Typen empfangen, der mit Baseballkappe, lila Parker und einem Vogelnest-Bart wie ein Obdachloser aussah. Erst auf den fünften Blick erkannten wir, dass der Penner Paul war! Seitdem spielen wir manchmal »Hipster oder Hobo«, indem wir uns fragen, ob der Typ ein Neukölln-Hipster oder ein Bahnhofs-Obdachloser ist. Die Grenzen sind fließend, und meistens lässt sich diese Frage nur beantworten, wenn man das Aussehen des Hundes mit einbezieht.

Paul besitzt zwar inzwischen ein sehr schickes Hemd, das Henni ihm vor zwei Jahren zum Geburtstag geschenkt hat. Aber offensichtlich ist er der Meinung, eins wäre genug.

Alex hingegen ist das, was Henni einen »fertigen« Mann nennt. Er versteht sowohl den Wirtschafts- als auch den

Feuilletonteil der F.A.Z., kauft jeden Samstag sein Bio-Gemüse vom Markt, und am Wochenende guckt er anstelle von fragwürdigen Horror-Filmen, die in Deutschland nicht zugelassen sind, Pedro Almodóvar.

Alex' Leben ist perfekt organisiert. So organisiert, dass es heute zum Frühstück ein Sechs-Minuten-Ei, Stoffservietten und Deutschlandfunk gibt. Der einzige unorganisierte Teil in seinem Leben bin ich.

Als ich in mein Marmeladenbrötchen beiße, klingelt es an der Tür.

»Machst du auf?«, frage ich kauend. Mir ist gerade ein Tropfen Aprikosenmarmelade auf mein Erdbeer-Nachthemd getropft, und auch wenn der Postbote vermutlich schon alle meine Nachthemden kennt, will ich jetzt nicht zur Tür rennen, um Alex' Amazon-Päckchen entgegenzunehmen. Alex bestellt sogar Büroklammern bei Amazon, und selbst erschreckende Berichte über menschenunwürdige Arbeitsbedingungen halten ihn nicht vom nächsten Kaufen-Klick ab.

»Ach, Eva«, ruft Alex von der Tür her.

Doch nicht der Postbote.

Ich seufze. Eva ist Alex' Freundin seit Kindertagen und der Dorn im Auge meiner Beziehung, von Anfang an. Ich traf Eva damals unter entwürdigenden Umständen auf einer Gala, bei der Alex' Vater als Chefarzt einer Privatklinik geehrt wurde.

Noch nie war ich auf einer Ärztegala gewesen, und bevor ich Alex und seine Familie kennenlernte (mit Ärzten von A wie Augen- bis Z wie Zahnarzt) war das engste Verhältnis, das ich mit einem Arzt hatte, das zu meinem Gynäkologen. Den sah ich einmal im Jahr, und der wusste über meine Geschlechtsteile weitaus besser Bescheid als über mich.

Vor der Gala hatte ich Alex' Hinweis, mich »zurechtzumachen«, befolgt. Und das war ehrlich gesagt schwer genug. Ich bin nämlich keine Frau, deren Schrank vor teuren Fummeln nur so überquillt. Ich habe keine ausgewählte

Garderobe, ich habe Klamotten. (Ich erwähnte das ja schon: Ich liebe meine abgewetzten Converse. Und ich bin stolz darauf, dass ich in diesen nicht nur meine Diplom-Prüfung bestanden habe, sondern damit schon beim Konsul war. Aber das war nur der bolivianische, und der trug selber welche.) Glücklicherweise war meine Cousine weitaus besser bestückt als ich, und zum Schluss sah ich in ihrem kleinen Schwarzen mindestens so royal aus wie Kate Middleton. So *musste* mich Alex' Familie einfach lieben!

Wie sich später herausstellte, hätte seine Familie es geliebt, wenn ihr Söhnchen eine Gastroenterologin mitgebracht hätte (diese Spezialisierung fehlte ihnen nämlich noch im Familienkreis).

»Was machen Sie?«, fragte mich sein Vater stattdessen verständnislos, als ich ihm erzählte, dass ich Autorin in einem Medien-Startup sei. Ich hatte extra »Autorin« gesagt, obwohl das, gelinde gesagt, übertrieben war. Ich schrieb nämlich weder Romane, die auf der Spiegel-Bestsellerliste (oder überhaupt irgendeiner Liste) landeten, noch schrieb ich Artikel, die in der F.A.Z. oder der ZEIT veröffentlicht wurden.

Was ich schrieb, waren Produktbeschreibungen. Das allerdings konnte ich ziemlich gut. In der vorangegangenen Woche hatten wir einen großen Auftrag einer Matratzenfirma bekommen, die für ihre neue Website Texte für zehntausend Matratzenarten, Matratzenschoner und Kissen brauchte. Jeweils mit mindestens dreihundert Wörtern, damit die Texte von Suchmaschinen besser gefunden werden. So was schrieb ich. Und es ist gar nicht so einfach, sich dreihundert Wörter über ein Kissen auszudenken! Ich meine, was schreibt man da? Schön flauschig? Mit Kunststofffüllung? Das waren erst vier Wörter, und eigentlich war damit schon alles gesagt.

Gut, ich bin zwar nicht gerade J. K. Rowling, aber immerhin folge ich meiner Passion, dem Schreiben. Das konnten die Ärzte um mich herum sicherlich nicht von sich behaupten. Zumindest konnte ich mir nicht vorstellen, dass

jemand eine Passion für den Magen-Darm-Trakt hat. Oder für die Netzhaut.

Bei dieser Ärztegala gab es ein opulentes Dinner. Ich hatte vorher extra noch gegoogelt, ob man die Serviette auf der rechten oder der linken Seite des Tellers ablegt, wenn man mal kurz für kleine Kardiologinnen muss, und fühlte mich bestens vorbereitet. Auch die Austern schlürfte ich, als gäbe es so was bei mir jeden Tag zum Mittagessen. (Und ich musste auch nur einmal ganz kurz an den Lesben-Film »Blau ist eine warme Farbe« denken. Dieser Film hat durch den ständigen Vergleich von Austern und Oralsex die Muschelviecher für heterosexuelle Frauen und homosexuelle Männer ein für alle Mal ruiniert.)

Ich war unglaublich erleichtert, dass das unvermeidlich erscheinende Missgeschick nicht mir passierte, sondern Alex' Mutter. Als Frau Dr. Winkler eine Schere ihres Hummers aufknackte, spritzte der Saft des Krustentiers in hohem Bogen auf mein Kleid.

»Um Gottes willen, Frau Haubenstädt! Das tut mir ja so leid!«, sagte sie so übertrieben dramatisch, als hätte ich ihr gerade von einer äußerst tragischen Fehlgeburt mit Zwillingen erzählt.

»Das macht doch nichts«, beeilte ich mich zu antworten. Doch *natürlich* machte es was. Meine Cousine hatte mir das Kleid nur unter AUS-DRÜCK-LI-CHEN Versprechungen überlassen, dass ihm »nichts zustoßen würde«. Und ich hatte den Eindruck gewonnen, sie redete nicht über einen beliebigen Fummel (ich meine, schwarz ist schwarz, oder?), sondern über ihr Neugeborenes, das ich mir fürs Dschungel-Camp ausleihen wollte.

»Ich bezahle natürlich die Reinigung. Schicken Sie mir die Rechnung«, plapperte Frau Dr. Winkler, ohne eine entschuldigende Miene aufzusetzen.

Das Angebot war nett, aber ich konnte unmöglich in meinem siffigen Kleid unter all den geschniegelten Ärzten am Tisch sitzen bleiben. So cool war selbst ich nicht!

Also legte ich meine Serviette links neben den Teller, entschuldigte mich und ging zur Toilette.

Die Toilette sah aus, als hätten hier vor hundert Jahren königliche Bälle stattgefunden: blankgeputzte Spiegel, Marmor am Boden und ein Kronleuchter an der Decke. In diesen Spiegeln musste selbst Steve Buscemi aussehen wie Russel Crowe. Alles glänzte und strahlte eine natürliche Sauberkeit aus. Keine klinische Sagrotan-Reinheit, sondern die einer Welt, in der es Bakterien und Viren gar nicht gab.

Gerade weil die Toilette so picobello war, kann ich mir selbst nur schwer erklären, was dann folgte. Oder wieso ich ausgerechnet im besten Hotel der Stadt auf die Idee kam, die Klospülung nicht mit der Hand zu betätigen, sondern mit meinem Fuß. Das hatte ich in Studententagen auf dreckigen Kloklitschen gemacht, die so aussahen, als würde man sich durch das alleinige Betreten eine Geschlechtskrankheit oder zumindest eine nervige Pilzinfektion zuziehen. Auf Toiletten dieser Art vermied ich es, Spülungen oder Türgriffe zu berühren, und legte jedesmal eine regelrechte Slapstick-Choreografie hin, um *bloß* nichts anzufassen: Zunächst riss ich ein Stückchen Klopapier ab und klemmte es zwischen die Finger, um ab- und dann wieder aufzuschließen. Mit dem Ellbogen drückte ich die Klinke herunter und versuchte dann, mit der Fußspitze die Tür zu öffnen. Das einzige Problem war, wenn jemand davor wartete, denn dann musste man die Tür aufhalten. Und zwar mit der Hand und nicht mit dem Fuß! Letztlich übertrumpft meine Höflichkeit nämlich doch meine Angst vor Krankheiten.

Die Toiletten in diesem Marmortempel hatten rein gar nichts mit den Bakterienschleudern gemein, in denen ich meine Akrobatik aufführte, und sahen nicht so aus, als hätte sich hier schon Christiane F. ihre Spritzen gesetzt. Ich kann daher wirklich nicht verstehen, warum ich nicht wie jeder normale Mensch einfach die Klospülung drückte. Oder warum ich mir unbedingt die hinten offenen Sandaletten von meiner Cousine hatte aufschwätzen lassen (denen übrigens ebenfalls »auf gar keinen Fall etwas zustoßen« durfte!).

Wie dem auch sei: Beim Treten der Klospülung plumste mein rechter Schuh ins Becken.

Wenn ich mich vor Türgriffen ekelte, dann drehte sich mir beim Gedanken, meine Hand in eine Kloschüssel zu stecken und einen Schuh herauszuziehen, buchstäblich der Magen um. Aber es half nichts: Meine Leihsandalette steckte im Abflussrohr fest, und ich konnte ja schlecht mit nur einem Schuh im Saal auftauchen. (Dann schon lieber mit Converse!) Ich klappte also die Klobrille hoch und breitete Toilettenpapier auf dem Rand aus, damit mein Arm nicht auf der Bakterienkeramik liegen musste.

Als ob es auf die paar Viecher jetzt noch ankäme.

Mit gerümpfter Nase und ohne hinzusehen ließ ich meine Hand ins kalte Wasser der Toilette gleiten. Ich musste daran denken, wie mein Onkel Klaus, der Bauer ist, seine Hand einmal in eine Kuh gesteckt hatte und plötzlich der ganze Arm in ihrem Hintern verschwunden war.

»Gibt Schlimmeres!«, hatte er trocken gesagt, als ich das Gesicht angeekelt verzog, und hinzugefügt: »Elefant zum Beispiel.«

Wenn mich jetzt jemand fragen würde, was mir lieber wäre: Kuh oder Toilette, würde ich mich eindeutig für das Tier entscheiden. Immerhin hatte Onkel Klaus Handschuhe bis zu den Schultern getragen, während ich hier wortwörtlich meine Haut riskierte. Ich zerrte, rüttelte und zog an der Schuhspitze, die irgendwie hämisch aus dem Abflussrohr herausguckte. Ich schob meinen Arm noch ein Stückchen tiefer hinein, aber es half nichts. Die Sandale hatte sich verhakt, und wenn nicht jemand meinen Arm aus der Keramik herausoperieren sollte, musste ich wohl aufgeben.

Wieso musste so was ausgerechnet mir passieren?

Zum Glück hatte ich vor zehn Minuten ein Glas Champagner getrunken, der meine aufkommende Verzweiflung leicht betäubte. Trotzdem: Die Situation war beschissen! Jeder, der die Toilette betrat, würde sofort meinen Schuh in der Kloschüssel entdecken.

Doch zumindest dieses Problem ließ sich beheben. In langen Bahnen riss ich Klopapier von der Rolle und warf es ins Becken. Es war eines dieser teuren Klopapiere, mit dem man ein Baby wickeln oder einen Leichnam mumifizieren kann. Kein billiges, recycelbares Ökopapier, das so rau ist, dass man eigentlich gleich zur Zeitung greifen kann. Ich schwöre, dass sich mein Popöchen schon mehrere Splitter von diesem furchtbaren Ökokrepp zugezogen hat.

Die Toilette war nun voll mit kuschelweichem Klopapier und mein Schuh nicht mehr zu sehen. Jeder, der die Tür aufmachte, würde denken, die Toilette sei verstopft. Ich war fast ein bisschen stolz auf mein Katastrophenmanagement. Aber dann kam die schwierigste Frage: Was mache ich mit nur einem Schuh am Fuß? Ich grübelte so lange, dass in der Zwischenzeit sicher schon das Steak serviert worden war. Das stammte vermutlich von Tieren, die ein besseres Leben gehabt hatten als ich momentan. Die zu ihrem handgezupften Heu sämtliche Violinkonzerte von Mozart hörten. Jede Wette, dass dieses Steak mehr klassische Musik gehört hatte als ich.

Irgendwie musste ich davon ablenken, dass ich nur noch eine Sandalette trug. Aber wie?

Im Nachhinein war die Idee, in einem Saal voller Ärzte eine Verletzung vorzutäuschen, sicher nicht die beste. Aber es war meine einzige. Ich humpelte also auf einem Fuß und in meinem versifften Kleid, das inzwischen nach einer Mischung aus Knoblauch und Hummer müffelte, in den Saal zurück.

»Umgeknickt«, sagte ich mit schmerzerfülltem Gesicht, als ich Alex' Mutter sah.

»Ach herrje, Sie Arme! Und wo ist Ihr Schuh?«

Die Schuhfrage ging in der Diskussion unter, wer von den vielen Ärzten mich denn diagnostizieren dürfe. Die Wahl fiel auf Eva. Dr. Eva Wagner. Kinderärztin, groß, blond, Hingucker-Dekolleté, auf einschüchternde Art gutaussehend. Eva hatte alles, was ich nicht hatte. Vor allem aber hatte sie zwei tadellose Schuhe.

Wovon Eva allerdings nicht viel besaß, war Feingefühl. Als sie meinen Fuß sah, langte sie herzhaft zu, drückte und quetschte so sehr, dass ich das Gesicht verzog und beinahe selbst an meine Verletzung glaubte.

»Aaahh ...«, stöhnte ich. Wie konnte so jemand nur Kinderärztin sein?

»Also, gebrochen ist da nichts«, sagte sie kühl.

Die Ärztin nickte anerkennend. Ich aber tobte innerlich. Wie konnte sie mich nur so bloßstellen? Sagen Ärzte nicht immer so was wie: »Vielleicht ist der gestaucht oder geprellt. Das kann manchmal mehr weh tun als ein Bruch.«

Nicht so Dr. med. Eva Wagner.

Für Alex' Verwandtschaft war *sie* eine Halbgöttin im kleinen Schwarzen und *ich* eine Drama Queen, die sich wichtig machen wollte. Sein Vater sah mich so verächtlich an, als hätte sein Sohn Gudrun Ensslin zum trauten Familienessen mitgebracht.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich den Rest des Abends überlebte. Ich weiß nur noch, dass mir ein netter Kellner unaufhörlich Champagner nachschenkte. Das half. Alex war stinksauer, als er mich spät abends ins Taxi schleifen musste. Mit nur einem Schuh und den acht bis zwölf Glas Sekt, die ich intus hatte, war es recht schwierig, die Balance zu halten.

Das also war meine erste Begegnung mit Eva und nicht gerade der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. Außerdem blieben das Kleid und die Schuhe die bislang letzten Leihgaben meiner Cousine, die nicht sehr erfreut war, als ich ihr die kümmerlichen Überbleibsel dieses verkorksten Abends präsentierte.

Seit der Gala sind knapp drei Jahre vergangen. In dieser Zeit haben sich Alex und Eva regelmäßig getroffen, um sich experimentelle Theaterstücke aus Polen anzusehen oder im Deutschlandfunk Sendungen wie »Die Gegenbewegung zum Diktat des Augenblicks« zusammen anzuhören.

Immer, wenn die beiden einen Abend miteinander verbrachten, tat ich das, was jede Frau an meiner Stelle tun würde: Ich unterzog Eva mithilfe von Google und Social Media eines ausführlichen Background-Checks.

Schließlich musste ich in Erfahrung bringen, ob sie eine Gefahr für meine Beziehung darstellte. Die Ergebnisse meiner ausführlichen Recherche fielen allerdings ziemlich mager aus und beschränkten sich hauptsächlich auf YouTube-Videos von Ärzte-Kongressen, auf denen sie vorgetragen hatte. Eva war bei Facebook unter dem wenig kreativen Namen »va E« zu finden, aber der letzte Post waren Geburtstagsglückwünsche von einer Freundin. Die Freundin kannte ich zwar nicht, aber für meinen Geschmack verwendete sie zu viele <3 <3 <3 <3 <3.

Im Gegensatz zu ihrem komatösen Facebook-Profil war Eva auf Pinterest sehr aktiv. Sie hatte mehrere Pinnwände angelegt und etliche Pins zu den Themen »Hochzeitskleid«, »Wedding Ideas« und »Rustic Weddings« gesammelt, obwohl sie selber noch nicht mal verlobt war. Von diesem Phänomen hatte ich schon öfter gehört: Angeblich gibt es eine ganze Menge Frauen, die noch nicht mal einen Freund in Aussicht haben, aber ihre Hochzeit detailliert planen. Von der Blumendeko bis zur Trüffelpastete.

Natürlich platzte ich jedes Mal vor Neugier, wann immer Alex von einem dieser Treffen wiederkam.

»Und, wie war es mit Eva?«, begrüßte ich ihn schon an der Wohnungstür

»Gut.«

»Aha! Auf einer Skala von eins bis zehn, wovon zehn das Beste ist, wo würdest du das Treffen einordnen?«

»Lisa, lass mich doch erst mal den Mantel ausziehen!«

»Jetzt sag doch mal!«

»Keine Ahnung. Komm doch nächstes Mal einfach mit.«

Spätestens zu diesem Zeitpunkt verzog ich das Gesicht. Denn mitzukommen kam für mich nicht infrage. Zumindest nicht, seit ich die beiden zu einem Vortrag mit dem Titel »Ein Killerroboter nimmt Seesterne ins Visier« begleitet

hatte. Dieser Vortrag war längst nicht so spannend, wie der Titel vielleicht nahelegen könnte! Das Schlimmste aber waren Evas pseudo-intellektuelle Kommentare. Das rechtshaberische Getue bei dem Bier in der Kneipe. Und ihre vollständige Ignoranz mir gegenüber. Eva gelang es, drei Stunden lang so zu tun, als wäre ich gar nicht da! Das Treffen war eine Demütigung auf ganzer Linie.

Jedes Mal, wenn ich Eva begegnete, hatte ich das Gefühl, dass sie sich fragte, was Alex denn bloß an mir findet, wann ich endlich einen »richtigen« Beruf ergreife und wann Alex merkt, dass er mit mir die falsche Wahl getroffen hatte. Das Einzige, was mir übrig blieb, war, die Treffen von Eva und Alex gelegentlich zu manipulieren. Ich will damit nicht sagen, dass ich eifersüchtig auf Eva bin. Ich verstehe nur nicht, warum Alex sich mit dieser Frau regelmäßig treffen will.

Für mich ist Eva eine Frau, die Sachen sagt wie:

- »Statt Mittagessen habe ich einfach einen Mittagschlaf gemacht!«
- »Ich hasse es, Rechnungen zu schreiben, aber es zahlt sich aus!«
- »Ich lasse meine Patienten extra lange im Wartezimmer sitzen. So was nennt man Kundenakquise.«
- »Für mich bitte den Quinoa-Salat mit Hirtenwiesenkräutern und Kaktusdressing.«

Aber wenn ich ganz ehrlich bin, dann muss ich zugeben, dass ich vielleicht doch ein klitzekleines bisschen eifersüchtig bin. Der Grund dafür ist, dass es mir mit Hilfe einer Flasche Grauburgunder vor einigen Monaten gelungen ist, Alex kritische Informationen über Eva zu entlocken. Die beiden hatten wichtige Schritte des Erwachsenwerdens miteinander geteilt. Obwohl sie nie offiziell ein Paar waren, hatten sie sich mit dreizehn zum ersten Mal geküsst (»rein aus Übungszwecken«), sie hatten zusammen den ersten Joint geraucht (»und danach völlig fertig in der Ecke gelegen«), und sie hatten miteinander geschlafen (»aber nur, um Evas Doktor zu feiern«). Angeblich war es bei

einem Mal geblieben. Aber welche Frau würde bei diesen Informationen bitte nicht hellhörig werden?

Auch heute bin ich alles andere als erfreut über Evas Anwesenheit.

»Alex, ich ...«, sagt sie.

Dann ist es plötzlich still.

Was machen die denn da? Ich überlege, zur Tür zu gehen, aber ich habe keine Lust, mir wieder Geschichten von Evas Patienten anzuhören, denen sie angeblich das Leben gerettet hat. Oder noch schlimmer: Wie sie den ganzen Tag mit nur einem einzigen riesengroßen Spinat-Sellerie-Saft ausgekommen und davon immer noch pappsatt ist. Baahh ... Sellerie vertrage *ich* nur in Kombination mit einem Bloody Mary.

Eva gehört zu den Leuten, die glauben, ein Dokortitel gäbe ihr ein Freiticket zur lebenslangen Überheblichkeit. Dabei weiß doch jeder, dass Mediziner und Juristen keine »richtigen« Doktoren sind. Da muss man sich nur mal eine von diesen Doktorarbeiten angucken. Solche läppischen dreißig Seiten bekäme *ich* ja an einem Nachmittag hingekritzelt und müsste mich dafür nicht mal an den Schreibtisch setzen, sondern würde ganz entspannt bei Starbucks zwei XXL-Lattes schlürfen. Und das ganz ohne Plagiat! Historiker, Soziologen und selbst Musikwissenschaftler schreiben wenigstens noch Arbeiten, die so dick sind, dass sie sich hervorragend eignen, um damit Kakerlaken totzuschlagen. Aber Mediziner? Da läuft ja jede Küchenschabe kichernd weg.

»Alex, mir ist klar geworden, dass Mark nicht zu mir passt«, höre ich Eva reden. »Wir haben uns nichts mehr zu sagen und einfach andere Vorstellungen von Beziehung und Liebe.«

Mark ist Evas Freund, der nichts dafür kann, dass er neben ihr wie ein Versager aussieht. Deshalb vergnügt er sich dann und wann mit Frauen ohne Podest unter den Lackschuhen.

Ich verziehe mich vorsichtshalber in die Küche, damit Eva mich nicht sieht, wenn sie ins Wohnzimmer kommt. Vielleicht ist ihr Besuch ja auch schnell erledigt.

»Aber ich bin froh darüber«, sagt Eva jetzt mit einer Stimme, als würde sie einem Krebspatienten eine Spontanheilung verkünden.

Froh? Wieso ist sie plötzlich froh, von Mark loszukommen? Alex hat es wohl auch die Sprache verschlagen, denn von ihm ist nichts zu hören.

»Der ständige Stress mit Mark hat mir einfach gezeigt, was ich wirklich will. *Wen* ich wirklich will.« Und dann leise: »Dich.«

Oh, Gott! Die ist völlig übergeschnappt! Verrückt! Durchgeknallt!

Ich rausche mit meinem marmeladebekleckerten Nachthemd ins Wohnzimmer. Und gerade als ich mein geliebtes brathühnchenfarbened Ledersofa erreicht habe, sagt Eva: »Alexander Severin Winkler, willst du mich heiraten?«

Ich bleibe abrupt stehen. In meinem Kopf macht sich ein stechender Schmerz breit, so als hätte ich zu schnell ein zu kaltes Eis gegessen. Ich will etwas sagen, rufen, schreien, aber aus meinem Mund kommt nur ein fiepsiger Laut, der sich anhört, als würde man aus einem Schlauchboot die Luft rauslassen. Was bildet sich diese Kuh ein, meinem Freund einen Heiratsantrag zu machen? Und das vermutlich völlig nüchtern an einem Samstagmorgen um Viertel nach zehn?

Nach einer gefühlten Ewigkeit, die vermutlich nur wenige Sekunden beträgt, sagt Alex: »Ja.«

Ich habe irgendwo gelesen, dass einem in Schockmomenten alles Mögliche einfällt, um das Erlebte irgendwie zu verarbeiten oder zu verdrängen. Als Alex mit »Ja« antwortet, denke ich darüber nach, wie wir uns kennengelernt haben: In einem überfüllten Flieger von Berlin nach New York. Von der Stadt habe ich hauptsächlich das Hotelzimmer erlebt. Aber immerhin konnten Alex und ich vom Bett aus das Empire State Building sehen.

In dem Moment erspah mich Eva. Und wahrscheinlich sehe ich – mit verzogenem Gesicht und unfähig zu sprechen – aus wie einer ihrer Unfallpatienten, die nach einem Frontalzusammensto vor dem Auto sitzen bleiben und Vögel zählen. Oder wie eine Schlaganfallpatientin. Aber die kommen vermutlich nicht zu Eva. Die ist ja Kinderärztin.

Erst jetzt fällt mir auf, dass Eva das perfekte Gesicht für ihren Beruf hat. Jede Wette, dass sie mit ihren rosigen Bäckchen in einem Astrid-Lindgren-Film sofort die Rolle der Hausärztin bekommen würde.

In Zeitlupe sehe ich, wie sich Eva und *mein* Alex in die Arme fallen. Sich küssen. Oder bilde ich mir das gerade nur ein? Ich weiß es nicht. In meinem Kopf hallt immer noch Alex' »Ja« nach. Ja, Ja, Ja, Ja, Ja.

Ich stehe immer noch neben dem Sofa wie eine von Alex' Buddha-Steinfiguren, die er von einer Thailandreise mitgebracht hat. Ich öffne noch einmal den Mund, aber diesmal kommt nichts raus. Nicht mal ein Schlauchbootgerausch.